Zwei deutsche Anthologien aus Rumänien

Von Lutz Tilleweid

17 Ich — 1 Wir. Junge deutsche Lyrik aus Rumänien. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Schuster. Literaturverlag, Bukarest, 1965, Ln. 260 S. Lei 10.—.

Lügenwette. Deutsche humoristische Prosa aus Rumänien. Jugendverlag, Bukarest, 1966, Halbln. 382 S. Lei 10.—

Eine erwünschte Gelegenheit, die jetzige deutsche Literatur in Rumänien kennenzulernen, bieten diese jüngst erschienenen Bände, wobei nur die Gedichtanthologie ausschließlich neue Autoren aufnahm; der älteste davon ist 40, der jüngste 22 Jahre alt. Diese 17 Lyriker sollen dem Titel nach jeder eine Persönlichkeit sein, alle zusammen eine Einheit entsprechend dem Vorwort, daß hier *„das politische Credo, das Bekenntnis zur Partei"* im *„künstlerischen Ausdruck zutage"* trete und der *„Ursprung dieses Ausdrucks"* sei. *„Es ist das Licht, das zwar nicht greifbar ist, aber dennoch die Dinge sichtbar macht, und in diesem Sinne ... sind alle Gedichte hell."* Der Verfasser des Vorwortes schreibt kurz vorher, kein Kriterium als das der Jugend der Dichter bestimme die Auswahl und weil Rumänien heute *„einen so einheitlichen Pulsschlag"* habe, sei es *„nicht immer einfach"*, unter *„den Wiederholungen das Beste auszusuchen"*. Die Fülle von Gedichten habe überrascht. *„In der ganzen Geschichte der deutschen Literatur auf dem Boden der Sozialistischen Republik Rumänien gibt es keine Vergleichsperiode für die kaum fünfzehn Jahre, die diese Auslese gezeitigt haben."*

Glücklicherweise meiden fast alle Autoren dieses Funktionärspathos; ihre Verse spiegeln meist private Gefühle, helle und dunkle, merkwürdig oft idyllische, auch zynische und alberne, was keinen *„einheitlichen politischen Pulsschlag"*, sondern dessen Ablehnung verrät; Paul Schuster merkt's nicht. Hätte er den strengen Maßstab angelegt wie Herman Roth 1937 im letzten Sammelbändchen siebenbürgisch-deutscher Lyrik*, so wäre das Buch auf einen Viertelbogen zusammengeschrumpft; hätte umgekehrt Roth wie Schuster Sinn für Qualität gefehlt, so wäre sein Büchlein zum Folianten angeschwollen. Die jetzige unvergleichliche Blüte der deutschen Literatur in Rumänien wird nämlich durch die vorliegende Anthologie nicht bestätigt; in den Gedichten findet man keins, das so jäh ans Herz greift, um unvergessen zu bleiben; bei der Rothschen Lese war es ganz anders.

*) Herz der Heimat. Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, 1937. — Wenn man diesen Band heute genau liest, entdeckt man in ihm etliche Gedichte, die einer Prüfung nicht standhalten. Das trifft besonders zu auf die Verse Georg Maurers, der jetzt in der sowjetisch besetzten Ostzone sehr gefördert wird, freilich nicht dieser meist religiösen Strophen wegen. Dem Christentum, dem er auch in der Hitlerzeit eifrig huldigte, dient seine Lyrik nicht mehr.

Zwei deutsche Anthologien aus Rumänien

Von Lutz Tilleweid

17 Ich — 1 Wir. Junge deutsche Lyrik aus Rumänien. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Schuster. Literaturverlag, Bukarest, 1965, Ln. 260 S. Lei 10.—.

Lügenwette. Deutsche humoristische Prosa aus Rumänien. Jugendverlag, Bukarest, 1966, Halbln. 382 S. Lei 10.—

Eine erwünschte Gelegenheit, die jetzige deutsche Literatur in Rumänien kennenzulernen, bieten diese jüngst erschienenen Bände, wobei nur die Gedichtanthologie ausschließlich neue Autoren aufnahm; der älteste davon ist 40, der jüngste 22 Jahre alt. Diese 17 Lyriker sollen dem Titel nach jeder eine Persönlichkeit sein, alle zusammen eine Einheit entsprechend dem Vorwort, daß hier *„das politische Credo, das Bekenntnis zur Partei"* im *„künstlerischen Ausdruck zutage"* trete und der *„Ursprung dieses Ausdrucks"* sei. *„Es ist das Licht, das zwar nicht greifbar ist, aber dennoch die Dinge sichtbar macht, und in diesem Sinne ... sind alle Gedichte hell."* Der Verfasser des Vorwortes schreibt kurz vorher, kein Kriterium als das der Jugend der Dichter bestimme die Auswahl und weil Rumänien heute *„einen so einheitlichen Pulsschlag"* habe, sei es *„nicht immer einfach"*, unter *„den Wiederholungen das Beste auszusuchen"*. Die Fülle von Gedichten habe überrascht. *„In der ganzen Geschichte der deutschen Literatur auf dem Boden der Sozialistischen Republik Rumänien gibt es keine Vergleichsperiode für die kaum fünfzehn Jahre, die diese Auslese gezeitigt haben."*

Glücklicherweise meiden fast alle Autoren dieses Funktionärspathos; ihre Verse spiegeln meist private Gefühle, helle und dunkle, merkwürdig oft idyllische, auch zynische und alberne, was keinen *„einheitlichen politischen Pulsschlag"*, sondern dessen Ablehnung verrät; Paul Schuster merkt's nicht. Hätte er den strengen Maßstab angelegt wie Herman Roth 1937 im letzten Sammelbändchen siebenbürgisch-deutscher Lyrik*, so wäre das Buch auf einen Viertelbogen zusammengeschrumpft; hätte umgekehrt Roth wie Schuster Sinn für Qualität gefehlt, so wäre sein Büchlein zum Folianten angeschwollen. Die jetzige unvergleichliche Blüte der deutschen Literatur in Rumänien wird nämlich durch die vorliegende Anthologie nicht bestätigt; in den Gedichten findet man keins, das so jäh ans Herz greift, um unvergessen zu bleiben; bei der Rothschen Lese war es ganz anders.

*) Herz der Heimat. Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, 1937. — Wenn man diesen Band heute genau liest, entdeckt man in ihm etliche Gedichte, die einer Prüfung nicht standhalten. Das trifft besonders zu auf die Verse Georg Maurers, der jetzt in der sowjetisch besetzten Ostzone sehr gefördert wird, freilich nicht dieser meist religiösen Strophen wegen. Dem Christentum, dem er auch in der Hitlerzeit eifrig huldigte, dient seine Lyrik nicht mehr.

Zwei deutsche Anthologien aus Rumänien

Von Lutz Tilleweid

17 Ich — 1 Wir. Junge deutsche Lyrik aus Rumänien. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Schuster. Literaturverlag, Bukarest, 1965, Ln. 260 S. Lei 10.—.

Lügenwette. Deutsche humoristische Prosa aus Rumänien. Jugendverlag, Bukarest, 1966, Halbln. 382 S. Lei 10.—

Eine erwünschte Gelegenheit, die jetzige deutsche Literatur in Rumänien kennenzulernen, bieten diese jüngst erschienenen Bände, wobei nur die Gedichtanthologie ausschließlich neue Autoren aufnahm; der älteste davon ist 40, der jüngste 22 Jahre alt. Diese 17 Lyriker sollen dem Titel nach jeder eine Persönlichkeit sein, alle zusammen eine Einheit entsprechend dem Vorwort, daß hier *„das politische Credo, das Bekenntnis zur Partei"* im *„künstlerischen Ausdruck zutage"* trete und der *„Ursprung dieses Ausdrucks"* sei. *„Es ist das Licht, das zwar nicht greifbar ist, aber dennoch die Dinge sichtbar macht, und in diesem Sinne ... sind alle Gedichte hell."* Der Verfasser des Vorwortes schreibt kurz vorher, kein Kriterium als das der Jugend der Dichter bestimme die Auswahl und weil Rumänien heute *„einen so einheitlichen Pulsschlag"* habe, sei es *„nicht immer einfach"*, unter *„den Wiederholungen das Beste auszusuchen"*. Die Fülle von Gedichten habe überrascht. *„In der ganzen Geschichte der deutschen Literatur auf dem Boden der Sozialistischen Republik Rumänien gibt es keine Vergleichsperiode für die kaum fünfzehn Jahre, die diese Auslese gezeitigt haben."*

Glücklicherweise meiden fast alle Autoren dieses Funktionärspathos; ihre Verse spiegeln meist private Gefühle, helle und dunkle, merkwürdig oft idyllische, auch zynische und alberne, was keinen *„einheitlichen politischen Pulsschlag"*, sondern dessen Ablehnung verrät; Paul Schuster merkt's nicht. Hätte er den strengen Maßstab angelegt wie Herman Roth 1937 im letzten Sammelbändchen siebenbürgisch-deutscher Lyrik*, so wäre das Buch auf einen Viertelbogen zusammengeschrumpft; hätte umgekehrt Roth wie Schuster Sinn für Qualität gefehlt, so wäre sein Büchlein zum Folianten angeschwollen. Die jetzige unvergleichliche Blüte der deutschen Literatur in Rumänien wird nämlich durch die vorliegende Anthologie nicht bestätigt; in den Gedichten findet man keins, das so jäh ans Herz greift, um unvergessen zu bleiben; bei der Rothschen Lese war es ganz anders.

*) Herz der Heimat. Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München, 1937. — Wenn man diesen Band heute genau liest, entdeckt man in ihm etliche Gedichte, die einer Prüfung nicht standhalten. Das trifft besonders zu auf die Verse Georg Maurers, der jetzt in der sowjetisch besetzten Ostzone sehr gefördert wird, freilich nicht dieser meist religiösen Strophen wegen. Dem Christentum, dem er auch in der Hitlerzeit eifrig huldigte, dient seine Lyrik nicht mehr.

Schuster gibt den meisten Raum Oskar Pastior und Christian Maurer (beide Hermannstädter). *Oskar Pastior*, der älteste der Auserlesenen, ist, wie sich nun zeigt, begabter, als frühere seiner Arbeiten**) erkennen ließen; er ist vielseitig und schuf einige recht gute Gedichte, so z. B. *„Licht auf Nausikaa"* und *„Sommermitte"*. Das rein Lyrische gelingt ihm am besten. Bei seiner gelegentlichen Lust an Besonderheiten entgleist er (*„Der Fluß war müde wie ein rauhes Fell"* — ein glattes wäre also munter?). Er rutscht aus ins Feuilletonistische und Lächerliche (*„Und in der Annahme / von diesem Grauen / konnte ich weder fühlen, noch schrein, noch schauen. / So war die Kälte inhuman"*) und ins Triviale: *„In meinem Haß will ich sie / versenken für immer"*. Neben Gelungenem findet sich Belangloses, sogar Prosa, willkürlich in Verszeilen umbrochen, und dekadentes Spintisieren; ein ernstgemeintes Gedicht besingt die *„Einführung des modernen Verkehrszeichensystems"* voll Respekt *„vor der Anmut der / ständigen Übergänge / zur Ordnung"*. Beeinflußt von verschiedensten Dichtern, sitzt Pastior nach Stil und Themen in allerlei Sätteln. Eines seiner Gedichte (*„Unterwegs"*) lautet:

Du gabst mir, indem du gingst, den Vorschuß Vertrauen.
Ein Findender, kam ich und gab dir am Weg die Stafette:
So wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen,
auf immer höherer Bahn uns einlösen um die Wette.

Hier entlarven sich seine Mängel. Jeder Sprachfühligere hätte geschrieben: „Du gabst mir ... *zum* Vorschuß Vertrauen", obwohl „Vorschuß" dabei weiterhin ein unanschauliches unnötiges Füllwort bleibt; „Vertrauen" allein genügt doch! Und „gabst"? Warum nicht das kräftigere „schenktest"? Ein „Findender" kam er? Wieso? Als Beschenkten verließ sie ihn vorher, sofern das Bild stimmt. Die zweite Zeile müßte die erste sein. Er gab ihr am Weg — er meint: *auf dem* Weg — die Stafette. Aber Stafette ist nichts Übergebbares, sondern ein reitender Bote (italienisch: Staffa, Steigbügel), ein Kurier. Stafettenlauf, heute sagt man meist Staffellauf, heißt jenes Rennen, bei dem verschiedene Mannschaften, Glied um Glied einander ablösend, sich mühen, einen Stab am schnellsten ins Ziel zu bringen. Pastior glaubt, dieser Stab heiße Stafette. Das oder den nimmt ihm nur ein Ungebildeter ab. „Und so wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen". Schauen? Im Stadion? Kreisend? „Und so"? „Auf immer höherer Bahn" — im Stadion? „Uns einlösen" — wofür? — „um die Wette!" Diese urkomischen drei Schlußwörter entstanden um des Reimes willen. In vier Zeilen — wieviel Unfähigkeit, Unsinn und Unwissen! Hätte Herman Roth das veröffentlicht?

Pastior beschäftigt uns solange, weil er das talentierte Beispiel dafür ist, was man an mehreren dieser Lyriker zu tadeln hat: Unvermögen, ein angezeichnetes Bild zu vollenden, Abhängigkeit von der lyrischen Mode um 1910 bis 1944, Sprachunsicherheit, Dekadenz, belanglose Erfindungen und Einfälle, Unwissen.

Sprachlich sicherer, ja sprachbeseelter ist *Christian Maurer* (Hermannstadt), der zwar rotes Gefühlsinventar beflissen zur Schau stellt; wie fröhlich und warm aber berührt die Schilderung des Familienabends; sie endet leider abstoßend, als die Frau den Mann zum Schlafen ruft; er murrt: *„Gleich komm ich doch / Ich will nur noch / Die Zeitung lesen"*. Das soll wohl witzig sein! Auch Maurer ermangelt eines inneren Stils. Einmal spricht er vom Doppelgänger in sich selbst, der erschossen werden müsse, weil er zögert, die Bluttaten der Leninisten zu begehen. Wie Pastior glücken ihm einfache Liebeslieder, Idyllen, Naturschilderungen, wenn Weinheber sie beeinflußt oder Rilke. Zuweilen befaßt er sich mit Spielereien, verdünnt von Benn hergeholt; gleich darauf versöhnt uns ein Regenlied durch nette Harmlosigkeit. Freilich, die Wirkung einer H-Bombe zu vergegenwärtigen,

**) Unser Heft 1/1967, S. 38 ff. Lutz Tilleweid. Deutsche Literatur über und in Rumänien.

Schuster gibt den meisten Raum Oskar Pastior und Christian Maurer (beide Hermannstädter). *Oskar Pastior*, der älteste der Auserlesenen, ist, wie sich nun zeigt, begabter, als frühere seiner Arbeiten**) erkennen ließen; er ist vielseitig und schuf einige recht gute Gedichte, so z. B. *„Licht auf Nausikaa"* und *„Sommermitte"*. Das rein Lyrische gelingt ihm am besten. Bei seiner gelegentlichen Lust an Besonderheiten entgleist er (*„Der Fluß war müde wie ein rauhes Fell"* — ein glattes wäre also munter?). Er rutscht aus ins Feuilletonistische und Lächerliche (*„Und in der Annahme / von diesem Grauen / konnte ich weder fühlen, noch schrein, noch schauen. / So war die Kälte inhuman"*) und ins Triviale: *„In meinem Haß will ich sie / versenken für immer"*. Neben Gelungenem findet sich Belangloses, sogar Prosa, willkürlich in Verszeilen umbrochen, und dekadentes Spintisieren; ein ernstgemeintes Gedicht besingt die *„Einführung des modernen Verkehrszeichensystems"* voll Respekt *„vor der Anmut der / ständigen Übergänge / zur Ordnung"*. Beeinflußt von verschiedensten Dichtern, sitzt Pastior nach Stil und Themen in allerlei Sätteln. Eines seiner Gedichte (*„Unterwegs"*) lautet:

Du gabst mir, indem du gingst, den Vorschuß Vertrauen.
Ein Findender, kam ich und gab dir am Weg die Stafette:
So wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen,
auf immer höherer Bahn uns einlösen um die Wette.

Hier entlarven sich seine Mängel. Jeder Sprachfühligere hätte geschrieben: „Du gabst mir ... *zum* Vorschuß Vertrauen", obwohl „Vorschuß" dabei weiterhin ein unanschauliches unnötiges Füllwort bleibt; „Vertrauen" allein genügt doch! Und „gabst"? Warum nicht das kräftigere „schenktest"? Ein „Findender" kam er? Wieso? Als Beschenkten verließ sie ihn vorher, sofern das Bild stimmt. Die zweite Zeile müßte die erste sein. Er gab ihr am Weg — er meint: *auf dem* Weg — die Stafette. Aber Stafette ist nichts Übergebbares, sondern ein reitender Bote (italienisch: Staffa, Steigbügel), ein Kurier. Stafettenlauf, heute sagt man meist Staffellauf, heißt jenes Rennen, bei dem verschiedene Mannschaften, Glied um Glied einander ablösend, sich mühen, einen Stab am schnellsten ins Ziel zu bringen. Pastior glaubt, dieser Stab heiße Stafette. Das oder den nimmt ihm nur ein Ungebildeter ab. „Und so wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen". Schauen? Im Stadion? Kreisend? „Und so"? „Auf immer höherer Bahn" — im Stadion? „Uns einlösen" — wofür? — „um die Wette!" Diese urkomischen drei Schlußwörter entstanden um des Reimes willen. In vier Zeilen — wieviel Unfähigkeit, Unsinn und Unwissen! Hätte Herman Roth das veröffentlicht?

Pastior beschäftigt uns solange, weil er das talentierte Beispiel dafür ist, was man an mehreren dieser Lyriker zu tadeln hat: Unvermögen, ein angezeichnetes Bild zu vollenden, Abhängigkeit von der lyrischen Mode um 1910 bis 1944, Sprachunsicherheit, Dekadenz, belanglose Erfindungen und Einfälle, Unwissen.

Sprachlich sicherer, ja sprachbeseelter ist *Christian Maurer* (Hermannstadt), der zwar rotes Gefühlsinventar beflissen zur Schau stellt; wie fröhlich und warm aber berührt die Schilderung des Familienabends; sie endet leider abstoßend, als die Frau den Mann zum Schlafen ruft; er murrt: *„Gleich komm ich doch / Ich will nur noch / Die Zeitung lesen"*. Das soll wohl witzig sein! Auch Maurer ermangelt eines inneren Stils. Einmal spricht er vom Doppelgänger in sich selbst, der erschossen werden müsse, weil er zögert, die Bluttaten der Leninisten zu begehen. Wie Pastior glücken ihm einfache Liebeslieder, Idyllen, Naturschilderungen, wenn Weinheber sie beeinflußt oder Rilke. Zuweilen befaßt er sich mit Spielereien, verdünnt von Benn hergeholt; gleich darauf versöhnt uns ein Regenlied durch nette Harmlosigkeit. Freilich, die Wirkung einer H-Bombe zu vergegenwärtigen,

**) Unser Heft 1/1967, S. 38 ff. Lutz Tilleweid. Deutsche Literatur über und in Rumänien.

Schuster gibt den meisten Raum Oskar Pastior und Christian Maurer (beide Hermannstädter). *Oskar Pastior*, der älteste der Auserlesenen, ist, wie sich nun zeigt, begabter, als frühere seiner Arbeiten**) erkennen ließen; er ist vielseitig und schuf einige recht gute Gedichte, so z. B. *„Licht auf Nausikaa"* und *„Sommermitte"*. Das rein Lyrische gelingt ihm am besten. Bei seiner gelegentlichen Lust an Besonderheiten entgleist er (*„Der Fluß war müde wie ein rauhes Fell"* — ein glattes wäre also munter?). Er rutscht aus ins Feuilletonistische und Lächerliche (*„Und in der Annahme / von diesem Grauen / konnte ich weder fühlen, noch schrein, noch schauen. / So war die Kälte inhuman"*) und ins Triviale: *„In meinem Haß will ich sie / versenken für immer"*. Neben Gelungenem findet sich Belangloses, sogar Prosa, willkürlich in Verszeilen umbrochen, und dekadentes Spintisieren; ein ernstgemeintes Gedicht besingt die *„Einführung des modernen Verkehrszeichensystems"* voll Respekt *„vor der Anmut der / ständigen Übergänge / zur Ordnung"*. Beeinflußt von verschiedensten Dichtern, sitzt Pastior nach Stil und Themen in allerlei Sätteln. Eines seiner Gedichte (*„Unterwegs"*) lautet:

Du gabst mir, indem du gingst, den Vorschuß Vertrauen.
Ein Findender, kam ich und gab dir am Weg die Stafette:
So wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen,
auf immer höherer Bahn uns einlösen um die Wette.

Hier entlarven sich seine Mängel. Jeder Sprachfühligere hätte geschrieben: „Du gabst mir ... *zum* Vorschuß Vertrauen", obwohl „Vorschuß" dabei weiterhin ein unanschauliches unnötiges Füllwort bleibt; „Vertrauen" allein genügt doch! Und „gabst"? Warum nicht das kräftigere „schenktest"? Ein „Findender" kam er? Wieso? Als Beschenkten verließ sie ihn vorher, sofern das Bild stimmt. Die zweite Zeile müßte die erste sein. Er gab ihr am Weg — er meint: *auf dem* Weg — die Stafette. Aber Stafette ist nichts Übergebbares, sondern ein reitender Bote (italienisch: Staffa, Steigbügel), ein Kurier. Stafettenlauf, heute sagt man meist Staffellauf, heißt jenes Rennen, bei dem verschiedene Mannschaften, Glied um Glied einander ablösend, sich mühen, einen Stab am schnellsten ins Ziel zu bringen. Pastior glaubt, dieser Stab heiße Stafette. Das oder den nimmt ihm nur ein Ungebildeter ab. „Und so wollen wir, Liebste, im Stadion kreisend, uns schauen". Schauen? Im Stadion? Kreisend? „Und so"? „Auf immer höherer Bahn" — im Stadion? „Uns einlösen" — wofür? — „um die Wette!" Diese urkomischen drei Schlußwörter entstanden um des Reimes willen. In vier Zeilen — wieviel Unfähigkeit, Unsinn und Unwissen! Hätte Herman Roth das veröffentlicht?

Pastior beschäftigt uns solange, weil er das talentierte Beispiel dafür ist, was man an mehreren dieser Lyriker zu tadeln hat: Unvermögen, ein angezeichnetes Bild zu vollenden, Abhängigkeit von der lyrischen Mode um 1910 bis 1944, Sprachunsicherheit, Dekadenz, belanglose Erfindungen und Einfälle, Unwissen.

Sprachlich sicherer, ja sprachbeseelter ist *Christian Maurer* (Hermannstadt), der zwar rotes Gefühlsinventar beflissen zur Schau stellt; wie fröhlich und warm aber berührt die Schilderung des Familienabends; sie endet leider abstoßend, als die Frau den Mann zum Schlafen ruft; er murrt: *„Gleich komm ich doch / Ich will nur noch / Die Zeitung lesen"*. Das soll wohl witzig sein! Auch Maurer ermangelt eines inneren Stils. Einmal spricht er vom Doppelgänger in sich selbst, der erschossen werden müsse, weil er zögert, die Bluttaten der Leninisten zu begehen. Wie Pastior glücken ihm einfache Liebeslieder, Idyllen, Naturschilderungen, wenn Weinheber sie beeinflußt oder Rilke. Zuweilen befaßt er sich mit Spielereien, verdünnt von Benn hergeholt; gleich darauf versöhnt uns ein Regenlied durch nette Harmlosigkeit. Freilich, die Wirkung einer H-Bombe zu vergegenwärtigen,

**) Unser Heft 1/1967, S. 38 ff. Lutz Tilleweid. Deutsche Literatur über und in Rumänien.

daran versagt jede idyllische Naturmalerei! Es erfreut, diesem erst 28 Jahre alten Dichter begegnet zu sein!

Ein aus der Gegend von Agnetheln stammender *Hermann Menning*, der Georg Heym gelesen haben könnte und leeres Stroh nicht ohne Selbstgefallen drischt, belehrt uns, was ein Kommunist sei:

Kommunist

Der Begriff sitzt mir im Genick,
ich muß ihn flach ins Blickfeld ziehn.
Das wäre:
Auf alter Halde neue Bauten
mit großen, intimen Räumen,
in denen Gedanken wohnen,
die Menschen durchdenkend
und die intimen Räume noch intimer ausbauend.
Und wäre:
Bauer, breit im Schritt,
mit der weiten Geste des Sämanns,
und, noch zuletzt,
sich selber säend.

Von *Harald Mesch* aus Heltau empfangen wir ein halbes Dutzend kurzer Gedichte panischen Naturempfindens, gar nicht übel, nur zu flüchtig den Vorbildern nachempfunden, den Expressionisten und manchmal der Antike.

Von *Klaus Peter Barth* (Schäßburg) sei sein bestes Gedicht abgedruckt, weil es echtes Erlebnis gültig mit der dazu gemäßen Sprache paart; seine sonstigen Verse fangen, bloß weniger gut, ähnliche Empfindungen ein:

Geh deine Wege...

Geh deine Wege
nicht allein,
an die Häuser gedrückt
und bei Nacht;
etwas soll immer
bei dir sein,
das deine Einsamkeit
klingen macht,
und sei es auch nur
in deiner Seele ein Lied,
ein Händedruck,
ein Bild,
das dir blieb,
als der Abend kam.
Dann ist die Stille gut.
Nur
geh nie allein
an die Häuser gedrückt
durch die Nacht.

Ingmar Brantsch (Kronstadt) erklärt: *„Wie essen Brot / weil wir schönheits- / und wissenshungrig sind“*, denn im Brot sei die Melodie der Ährenfelder, die das Korn weise macht, und *„wir schlafen / nicht um auszuruhen / sondern um Kräfte zu sammeln“*. Warum sagt er „wir“ bei derlei prahlerischer Unwahrheit? Er verkündet: *„Um uns lieben zu können / dürfen / wir unseren Anteil an der Zukunft / niemals vergessen“*. Wir? Jeder echte Mensch liebt anders.

Hübsch ist ein friedliches Jahreszeitgedicht von *Franz Heinz* (Pergamosch).

Alfred Hatzak (aus Mühlbach, ein Kesselschmied) der — „Addition“ heißt er das — schale Gedanken über Gedichte stammelt, bringt daneben einige nette Strophen zustande, die seine Lebenswelt anleuchten, Arbeit und idyllische Ruhe.

Hans Schuller (Schäßburg), ein lyrischer Schwätzer, redet von *„blassen Konturen scheidender Nacht“*, die *„groß und gewagt“* sind, was sich widerspricht, über Arbeiterviertel, *„im Gleichmaß der Liebe erbaut“*, wo der Wind treibt *„neue Gedanken / werdender Tat über / alte / Bewußtseinsgrenzen“*. Politischer Edelkitsch! Schuller ist Redakteur; wie bei vielen seinesgleichen hapert's bei ihm mit dem Denken. Er dichtet: *„Ich fühle deine Nähe / aber ich weiß, daß du da bist“*. In einem Gedicht erfüllte er sein Parteisoll, indem er schildert, er habe während des letzten Kriegs als Neun- oder Zehnjähriger *„im Auftrag der Partei“* Flugblätter in Schäßburg verteilt.

daran versagt jede idyllische Naturmalerei! Es erfreut, diesem erst 28 Jahre alten Dichter begegnet zu sein!

Ein aus der Gegend von Agnetheln stammender *Hermann Menning*, der Georg Heym gelesen haben könnte und leeres Stroh nicht ohne Selbstgefallen drischt, belehrt uns, was ein Kommunist sei:

Kommunist

Der Begriff sitzt mir im Genick,
ich muß ihn flach ins Blickfeld ziehn.
Das wäre:
Auf alter Halde neue Bauten
mit großen, intimen Räumen,
in denen Gedanken wohnen,
die Menschen durchdenkend
und die intimen Räume noch intimer ausbauend.
Und wäre:
Bauer, breit im Schritt,
mit der weiten Geste des Sämanns,
und, noch zuletzt,
sich selber säend.

Von *Harald Mesch* aus Heltau empfangen wir ein halbes Dutzend kurzer Gedichte panischen Naturempfindens, gar nicht übel, nur zu flüchtig den Vorbildern nachempfunden, den Expressionisten und manchmal der Antike.

Von *Klaus Peter Barth* (Schäßburg) sei sein bestes Gedicht abgedruckt, weil es echtes Erlebnis gültig mit der dazu gemäßen Sprache paart; seine sonstigen Verse fangen, bloß weniger gut, ähnliche Empfindungen ein:

Geh deine Wege...

Geh deine Wege
nicht allein,
an die Häuser gedrückt
und bei Nacht;
etwas soll immer
bei dir sein,
das deine Einsamkeit
klingen macht,
und sei es auch nur
in deiner Seele ein Lied,
ein Händedruck,
ein Bild,
das dir blieb,
als der Abend kam.
Dann ist die Stille gut.
Nur
geh nie allein
an die Häuser gedrückt
durch die Nacht.

Ingmar Brantsch (Kronstadt) erklärt: *„Wie essen Brot / weil wir schönheits- / und wissenshungrig sind“*, denn im Brot sei die Melodie der Ährenfelder, die das Korn weise macht, und *„wir schlafen / nicht um auszuruhen / sondern um Kräfte zu sammeln“*. Warum sagt er „wir“ bei derlei prahlerischer Unwahrheit? Er verkündet: *„Um uns lieben zu können / dürfen / wir unseren Anteil an der Zukunft / niemals vergessen“*. Wir? Jeder echte Mensch liebt anders.

Hübsch ist ein friedliches Jahreszeitgedicht von *Franz Heinz* (Pergamosch).

Alfred Hatzak (aus Mühlbach, ein Kesselschmied) der — „Addition“ heißt er das — schale Gedanken über Gedichte stammelt, bringt daneben einige nette Strophen zustande, die seine Lebenswelt anleuchten, Arbeit und idyllische Ruhe.

Hans Schuller (Schäßburg), ein lyrischer Schwätzer, redet von *„blassen Konturen scheidender Nacht“*, die *„groß und gewagt“* sind, was sich widerspricht, über Arbeiterviertel, *„im Gleichmaß der Liebe erbaut“*, wo der Wind treibt *„neue Gedanken / werdender Tat über / alte / Bewußtseinsgrenzen“*. Politischer Edelkitsch! Schuller ist Redakteur; wie bei vielen seinesgleichen hapert's bei ihm mit dem Denken. Er dichtet: *„Ich fühle deine Nähe / aber ich weiß, daß du da bist“*. In einem Gedicht erfüllte er sein Parteisoll, indem er schildert, er habe während des letzten Kriegs als Neun- oder Zehnjähriger *„im Auftrag der Partei“* Flugblätter in Schäßburg verteilt.

daran versagt jede idyllische Naturmalerei! Es erfreut, diesem erst 28 Jahre alten Dichter begegnet zu sein!

Ein aus der Gegend von Agnetheln stammender *Hermann Menning*, der Georg Heym gelesen haben könnte und leeres Stroh nicht ohne Selbstgefallen drischt, belehrt uns, was ein Kommunist sei:

Kommunist

Der Begriff sitzt mir im Genick,
ich muß ihn flach ins Blickfeld ziehn.
Das wäre:
Auf alter Halde neue Bauten
mit großen, intimen Räumen,
in denen Gedanken wohnen,
die Menschen durchdenkend
und die intimen Räume noch intimer ausbauend.
Und wäre:
Bauer, breit im Schritt,
mit der weiten Geste des Sämanns,
und, noch zuletzt,
sich selber säend.

Von *Harald Mesch* aus Heltau empfangen wir ein halbes Dutzend kurzer Gedichte panischen Naturempfindens, gar nicht übel, nur zu flüchtig den Vorbildern nachempfunden, den Expressionisten und manchmal der Antike.

Von *Klaus Peter Barth* (Schäßburg) sei sein bestes Gedicht abgedruckt, weil es echtes Erlebnis gültig mit der dazu gemäßen Sprache paart; seine sonstigen Verse fangen, bloß weniger gut, ähnliche Empfindungen ein:

Geh deine Wege...

Geh deine Wege
nicht allein,
an die Häuser gedrückt
und bei Nacht;
etwas soll immer
bei dir sein,
das deine Einsamkeit
klingen macht,
und sei es auch nur
in deiner Seele ein Lied,
ein Händedruck,
ein Bild,
das dir blieb,
als der Abend kam.
Dann ist die Stille gut.
Nur
geh nie allein
an die Häuser gedrückt
durch die Nacht.

Ingmar Brantsch (Kronstadt) erklärt: *„Wie essen Brot / weil wir schönheits- / und wissenshungrig sind“*, denn im Brot sei die Melodie der Ährenfelder, die das Korn weise macht, und *„wir schlafen / nicht um auszuruhen / sondern um Kräfte zu sammeln“*. Warum sagt er „wir“ bei derlei prahlerischer Unwahrheit? Er verkündet: *„Um uns lieben zu können / dürfen / wir unseren Anteil an der Zukunft / niemals vergessen“*. Wir? Jeder echte Mensch liebt anders.

Hübsch ist ein friedliches Jahreszeitgedicht von *Franz Heinz* (Pergamosch).

Alfred Hatzak (aus Mühlbach, ein Kesselschmied) der — „Addition“ heißt er das — schale Gedanken über Gedichte stammelt, bringt daneben einige nette Strophen zustande, die seine Lebenswelt anleuchten, Arbeit und idyllische Ruhe.

Hans Schuller (Schäßburg), ein lyrischer Schwätzer, redet von *„blassen Konturen scheidender Nacht“*, die *„groß und gewagt“* sind, was sich widerspricht, über Arbeiterviertel, *„im Gleichmaß der Liebe erbaut“*, wo der Wind treibt *„neue Gedanken / werdender Tat über / alte / Bewußtseinsgrenzen“*. Politischer Edelkitsch! Schuller ist Redakteur; wie bei vielen seinesgleichen hapert's bei ihm mit dem Denken. Er dichtet: *„Ich fühle deine Nähe / aber ich weiß, daß du da bist“*. In einem Gedicht erfüllte er sein Parteisoll, indem er schildert, er habe während des letzten Kriegs als Neun- oder Zehnjähriger *„im Auftrag der Partei“* Flugblätter in Schäßburg verteilt.

Sein Namensvetter *Frieder Schuller* (Katzendorf) liebt das Sonett, ist ein realistischer Situationsbeschreiber, dabei doch ein Idylliker, pathetisch, auch satirisch, stets auf bescheidenem Niveau. Typisch für ihn und seine Lebenswelt die Zeilen: „*Man ist nur einer unter vielen*", der „*in dem Rücken alle Augen glaubt zu fühlen*". Auch der unreine Reim gehört dazu.

Luise Fabry (Reschitza), Deutschlehrerin, entwuchs, wie sie in Versen berichtet, dem „*edelsten Geschlecht der rußigen Hände*", das sich vom echten Adel durch solches Brustklopfen unterscheidet. Strohtrocken wie manche ihrer Anthologiegenossen, zugleich spöttisch und sentimental, hört sie doch die Stille singen, die Erde raunen, die alte Komparserie der Lyrik.

Reinhold Hermann (Kronstadt), bloß 22 Jahre alt, hat Trakl gelesen. In „*Fern und fremd*" zittert — ganz unbegründet — das „*Schilf der Geschichte*" ausgerechnet bei Mogoşoaia. Wolkenhände „*blättern den Tag um*" — bei Zillich wendet, 1918 verfaßt, Pan das Blatt des Tages in das des Abends; den großen Tiroler Dichter Josef Leitgeb veranlaßte dieses Bild zu Betrachtungen. Bei Hermann wird es ums Geheimnis gebracht, denn es dient nur dazu, daß in der Nacht „*mit Sternen geschrieben steht: / Ich liebe*". Das sollst du, Junge, Gedichte aber von jeweils bloß sieben Zeilen müssen wie chinesische Pinselstriche „sitzen"; als billiges Echo abgehörter fremder Töne taugen sie nichts.

Anemone Latzina (Kronstadt), möchte ein Gedicht schreiben und „*kann es nicht*". Sie kann es! In anderen Strophen bleibt es bei Tändeleien, immer mit Geschmack, etwas Übertreibung und — wieder zwingt sich das Wort auf — Dekadenz.

Dieter Schlesak (Schäßburg) schreibt winzige Situationsporträts, nettes Kunstgewerbe ohne Originalität; bei ihm fallen die humanistischen Einstreusel auf wie bei Pastior und anderen.

Das Gedicht „Abend" von *Claus Stephani* (Kronstadt) endet ledern so: „*Doch die lauten Hammerschläge / geben diesem Abend Tageswert*". Seine besten Gedichte haben einen heißen, jugendlichen sinnlichen Atem.

Was *Erika Scharf* (Temeswar) zu Papier bringt, ist affektierte Mache — stets nur wenige Zeilen, wie Prosa hingesetzt, die einen Einfall festhalten, z. B. daß sie ein Stück vom reifen Mond abgebissen habe; es schmecke nach Honig und Wein (offenbar weiß sie nicht, daß Honig und Wein ganz widersetzlich schmecken). „*Komm, koste auch du, damit wir vergessen, was gut ist und böse*". Dies ist das Schema aller ihrer „Gedichte"! Blaustrümpfelei, kleinbürgerliche Batikarbeit, Limonade.

Ganz anders *Astrid Connerth* (Hermannstadt), die Deutschlehrerin. Begabt, weiblich leicht nachempfindend und nachahmend dichtet sie: „*Gewaltiger neigt sich der Tag / dem inneren Gesicht*" — ach, Trakl und Hölderlin! „*Streif ab von den Schultern das Feuergewand*" — das kommt von George her und Dehmel und von den Wandervogeldichtern. So verwendet sie manches Vorgefundene. Schlecht wird sie nur in kurzen reimlosen Zeilen: „*Horch, es dröhnt. / Dröhnt! / Sind es die Wogen?*" Was sonst? Falsch! Das Herz der Erde dröhnt.

Daß der Band so viele schwache Verse enthält, die Zeichen einer lyrischen Blüte sein sollen, wie es noch keine unter den Deutschen Rumäniens gab, beweist die Unfähigkeit Paul Schusters als Herausgeber. Zwar als Erzähler kurios mit Blick für Menschen und Dinge, dessen Deutsch manchmal den Leser aufschreien läßt, versteht er nichts von Gedichten, auch von Graphik nichts, denn die dem Buch — warum? — beigefügten Zeichnungen sind genauso „letzte Provinz" wie die Ausstattung des Bandes, der einem Poesiealbum für Backfische gleicht; außerdem handwerklich miserabel ist. Der Rückenaufdruck splittert völlig ab. Auf der letzten Seite aber starrt uns das Signum der Zensur an wie bei jedem Buch aus Rumänien. Man liest: „*Satz 20. VII. 1965. Imprimatur 11. XII. 1965. Erschienen 1966. Auflage 830 Ex. Ganzleinen*".

Sein Namensvetter *Frieder Schuller* (Katzendorf) liebt das Sonett, ist ein realistischer Situationsbeschreiber, dabei doch ein Idylliker, pathetisch, auch satirisch, stets auf bescheidenem Niveau. Typisch für ihn und seine Lebenswelt die Zeilen: „*Man ist nur einer unter vielen*", der „*in dem Rücken alle Augen glaubt zu fühlen*". Auch der unreine Reim gehört dazu.

Luise Fabry (Reschitza), Deutschlehrerin, entwuchs, wie sie in Versen berichtet, dem „*edelsten Geschlecht der rußigen Hände*", das sich vom echten Adel durch solches Brustklopfen unterscheidet. Strohtrocken wie manche ihrer Anthologiegenossen, zugleich spöttisch und sentimental, hört sie doch die Stille singen, die Erde raunen, die alte Komparserie der Lyrik.

Reinhold Hermann (Kronstadt), bloß 22 Jahre alt, hat Trakl gelesen. In „*Fern und fremd*" zittert — ganz unbegründet — das „*Schilf der Geschichte*" ausgerechnet bei Mogoşoaia. Wolkenhände „*blättern den Tag um*" — bei Zillich wendet, 1918 verfaßt, Pan das Blatt des Tages in das des Abends; den großen Tiroler Dichter Josef Leitgeb veranlaßte dieses Bild zu Betrachtungen. Bei Hermann wird es ums Geheimnis gebracht, denn es dient nur dazu, daß in der Nacht „*mit Sternen geschrieben steht: / Ich liebe*". Das sollst du, Junge, Gedichte aber von jeweils bloß sieben Zeilen müssen wie chinesische Pinselstriche „sitzen"; als billiges Echo abgehörter fremder Töne taugen sie nichts.

Anemone Latzina (Kronstadt), möchte ein Gedicht schreiben und „*kann es nicht*". Sie kann es! In anderen Strophen bleibt es bei Tändeleien, immer mit Geschmack, etwas Übertreibung und — wieder zwingt sich das Wort auf — Dekadenz.

Dieter Schlesak (Schäßburg) schreibt winzige Situationsporträts, nettes Kunstgewerbe ohne Originalität; bei ihm fallen die humanistischen Einstreusel auf wie bei Pastior und anderen.

Das Gedicht „Abend" von *Claus Stephani* (Kronstadt) endet ledern so: „*Doch die lauten Hammerschläge / geben diesem Abend Tageswert*". Seine besten Gedichte haben einen heißen, jugendlichen sinnlichen Atem.

Was *Erika Scharf* (Temeswar) zu Papier bringt, ist affektierte Mache — stets nur wenige Zeilen, wie Prosa hingesetzt, die einen Einfall festhalten, z. B. daß sie ein Stück vom reifen Mond abgebissen habe; es schmecke nach Honig und Wein (offenbar weiß sie nicht, daß Honig und Wein ganz widersetzlich schmecken). „*Komm, koste auch du, damit wir vergessen, was gut ist und böse*". Dies ist das Schema aller ihrer „Gedichte"! Blaustrümpfelei, kleinbürgerliche Batikarbeit, Limonade.

Ganz anders *Astrid Connerth* (Hermannstadt), die Deutschlehrerin. Begabt, weiblich leicht nachempfindend und nachahmend dichtet sie: „*Gewaltiger neigt sich der Tag / dem inneren Gesicht*" — ach, Trakl und Hölderlin! „*Streif ab von den Schultern das Feuergewand*" — das kommt von George her und Dehmel und von den Wandervogeldichtern. So verwendet sie manches Vorgefundene. Schlecht wird sie nur in kurzen reimlosen Zeilen: „*Horch, es dröhnt. / Dröhnt! / Sind es die Wogen?*" Was sonst? Falsch! Das Herz der Erde dröhnt.

Daß der Band so viele schwache Verse enthält, die Zeichen einer lyrischen Blüte sein sollen, wie es noch keine unter den Deutschen Rumäniens gab, beweist die Unfähigkeit Paul Schusters als Herausgeber. Zwar als Erzähler kurios mit Blick für Menschen und Dinge, dessen Deutsch manchmal den Leser aufschreien läßt, versteht er nichts von Gedichten, auch von Graphik nichts, denn die dem Buch — warum? — beigefügten Zeichnungen sind genauso „letzte Provinz" wie die Ausstattung des Bandes, der einem Poesiealbum für Backfische gleicht; außerdem handwerklich miserabel ist. Der Rückenaufdruck splittert völlig ab. Auf der letzten Seite aber starrt uns das Signum der Zensur an wie bei jedem Buch aus Rumänien. Man liest: „*Satz 20. VII. 1965. Imprimatur 11. XII. 1965. Erschienen 1966. Auflage 830 Ex. Ganzleinen*".

Sein Namensvetter *Frieder Schuller* (Katzendorf) liebt das Sonett, ist ein realistischer Situationsbeschreiber, dabei doch ein Idylliker, pathetisch, auch satirisch, stets auf bescheidenem Niveau. Typisch für ihn und seine Lebenswelt die Zeilen: „*Man ist nur einer unter vielen*", der „*in dem Rücken alle Augen glaubt zu fühlen*". Auch der unreine Reim gehört dazu.

Luise Fabry (Reschitza), Deutschlehrerin, entwuchs, wie sie in Versen berichtet, dem „*edelsten Geschlecht der rußigen Hände*", das sich vom echten Adel durch solches Brustklopfen unterscheidet. Strohtrocken wie manche ihrer Anthologiegenossen, zugleich spöttisch und sentimental, hört sie doch die Stille singen, die Erde raunen, die alte Komparserie der Lyrik.

Reinhold Hermann (Kronstadt), bloß 22 Jahre alt, hat Trakl gelesen. In „*Fern und fremd*" zittert — ganz unbegründet — das „*Schilf der Geschichte*" ausgerechnet bei Mogoşoaia. Wolkenhände „*blättern den Tag um*" — bei Zillich wendet, 1918 verfaßt, Pan das Blatt des Tages in das des Abends; den großen Tiroler Dichter Josef Leitgeb veranlaßte dieses Bild zu Betrachtungen. Bei Hermann wird es ums Geheimnis gebracht, denn es dient nur dazu, daß in der Nacht „*mit Sternen geschrieben steht: / Ich liebe*". Das sollst du, Junge, Gedichte aber von jeweils bloß sieben Zeilen müssen wie chinesische Pinselstriche „sitzen"; als billiges Echo abgehörter fremder Töne taugen sie nichts.

Anemone Latzina (Kronstadt), möchte ein Gedicht schreiben und „*kann es nicht*". Sie kann es! In anderen Strophen bleibt es bei Tändeleien, immer mit Geschmack, etwas Übertreibung und — wieder zwingt sich das Wort auf — Dekadenz.

Dieter Schlesak (Schäßburg) schreibt winzige Situationsporträts, nettes Kunstgewerbe ohne Originalität; bei ihm fallen die humanistischen Einstreusel auf wie bei Pastior und anderen.

Das Gedicht „Abend" von *Claus Stephani* (Kronstadt) endet ledern so: „*Doch die lauten Hammerschläge / geben diesem Abend Tageswert*". Seine besten Gedichte haben einen heißen, jugendlichen sinnlichen Atem.

Was *Erika Scharf* (Temeswar) zu Papier bringt, ist affektierte Mache — stets nur wenige Zeilen, wie Prosa hingesetzt, die einen Einfall festhalten, z. B. daß sie ein Stück vom reifen Mond abgebissen habe; es schmecke nach Honig und Wein (offenbar weiß sie nicht, daß Honig und Wein ganz widersetzlich schmecken). „*Komm, koste auch du, damit wir vergessen, was gut ist und böse*". Dies ist das Schema aller ihrer „Gedichte"! Blaustrümpfelei, kleinbürgerliche Batikarbeit, Limonade.

Ganz anders *Astrid Connerth* (Hermannstadt), die Deutschlehrerin. Begabt, weiblich leicht nachempfindend und nachahmend dichtet sie: „*Gewaltiger neigt sich der Tag / dem inneren Gesicht*" — ach, Trakl und Hölderlin! „*Streif ab von den Schultern das Feuergewand*" — das kommt von George her und Dehmel und von den Wandervogeldichtern. So verwendet sie manches Vorgefundene. Schlecht wird sie nur in kurzen reimlosen Zeilen: „*Horch, es dröhnt. / Dröhnt! / Sind es die Wogen?*" Was sonst? Falsch! Das Herz der Erde dröhnt.

Daß der Band so viele schwache Verse enthält, die Zeichen einer lyrischen Blüte sein sollen, wie es noch keine unter den Deutschen Rumäniens gab, beweist die Unfähigkeit Paul Schusters als Herausgeber. Zwar als Erzähler kurios mit Blick für Menschen und Dinge, dessen Deutsch manchmal den Leser aufschreien läßt, versteht er nichts von Gedichten, auch von Graphik nichts, denn die dem Buch — warum? — beigefügten Zeichnungen sind genauso „letzte Provinz" wie die Ausstattung des Bandes, der einem Poesiealbum für Backfische gleicht; außerdem handwerklich miserabel ist. Der Rückenaufdruck splittert völlig ab. Auf der letzten Seite aber starrt uns das Signum der Zensur an wie bei jedem Buch aus Rumänien. Man liest: „*Satz 20. VII. 1965. Imprimatur 11. XII. 1965. Erschienen 1966. Auflage 830 Ex. Ganzleinen*".

Zusammengefaßt: diese Gedichtsammlung förderte etliche echt empfundene, wohlgeformte Strophen zutage, doch keine Begabung mit unvergleichlich eigener Sprache, dafür manches eitle Getue, Nachahmungen früherer Dichter; unüberhörbar ist der Grundton einer sich in Absurditäten, Spießereien und im Rückzug in die Idylle äußernden Auflehnung. Obschon das Gesamtniveau unter dem der von 1907 bis 1940 erschienenen Zeitschriften („Karpathen", „Klingsor" und „Banater Monatshefte") liegt, erhielten wir hier eine beachtliche Veröffentlichung von enthüllender Bedeutung.

Der zweite Sammelband kann kürzer besprochen werden. *Heinz Stănescu,* der Herausgeber dieses ebenfalls unschön ausgestatteten Buches mit dem kindisch schlechten Einband, beschränkt sich, um die humoristische deutsche Prosa aus Rumänien wiederzugeben, nicht auf die Gegenwart; er greift bis ins 18. Jahrhundert zurück, allerdings läßt er alle noch lebenden, aus dem Deutschtum jenes Landes stammenden, doch nicht mehr dort hausenden Autoren weg. Verdienstvoll dünkt uns, daß er zwei harmlose Humoresken aus dem Rokoko ausgrub. Autoren früherer Zeit zieht er heran, dazu einige unbekannte. Es folgen dann die heutigen Erzähler, die, wie er behauptet, in *„einer wahrhaft schöpferischen Explosion"* während des letzten Jahrzehnts zahlreiche Arbeiten hervorbrachten; sie bewegen sich freilich bestenfalls auf dem Niveau jener guterzählten Schnurren, wie man sie auch früher Jahr um Jahr empfing — Kalendergeschichten, wobei noch immer das Dörfliche vorherrscht.

Der bedeutendste Beitrag ist Erwin Wittstocks berühmter „Onkel Flieha". Neben solcher dichterischer Kraft verblaßt das übrige, besonders die Leistung der jüngsten Schriftsteller, deren *„wahrhaft schöpferische Explosion"* sich als Freude am Spaßigen kennzeichnet, das sie meist im Stil und Ton der Väter und keineswegs besser darstellen. Etwas Originelles von Gewicht entdeckt man bei ihnen nicht, wohl aber abstruses Zeug wie Arnold Hausers *„Kalender vom Glatzkopf"* und *„Die Zwiebel"*. Hauser kann nicht Deutsch; er spricht vom „Mitleid *über* mein Unverständnis". Christian Maurer, als Lyriker weit überzeugender, fällt ebenfalls aus dem Rahmen der braven traditionellen Form der sonstigen Geschichten; er erzählt höchst mäßig läppischen Tand.

Es erübrigt sich eine Betrachtung im Einzelnen. Als Ganzes ist es eine dankenswerte Sammlung mit einer Menge Unnötigem und einem Dutzend hübscher Beiträge.

Der „Vorbemerkung" Stănescus kann man nur zum Teil zustimmen. Seine kommunistische Einstellung bleibe dabei unbeanstandet. Hierüber liest man ja in Büchern aus den Ostblockstaaten längst hinweg, weil es durch Wiederholungen langweilt. Stănescu aber verschweigt oft, was erwähnt werden muß, besonders am Ende des Buches, wo er die Autoren skizziert; und hier wird das Verschleiern zur Verdrehung. Bei Adolf Meschendörfer, erklärt er, habe sich nach 1918 die „gesellschaftliche Blickweite" eingeengt — tatsächlich schuf der Dichter damals seine erfolgreichsten Bücher. Sie sind Stănescu, wie man spürt, gar zu deutsch gesinnt. Den Roman „Leonore" nennt er „gesellschaftskritisch". Nach 1940 habe sich Meschendörfer aus dem „gleichgeschalteten", also aus dem nationalsozialistischen Literaturbetrieb, der weit freier war als die Blickenge Stănescus, zurückgezogen; auch dies ist genau so unwahr wie die Behauptung, nach 1944 sei für Meschendörfer, dem damals alles zerbrach, wofür er gekämpft hatte, eine „wieder jugendlich fruchtbare Schaffensperiode" angebrochen; er habe mit dem „Mythos der deutschen Einheit" abgerechnet. Noch zweimal wendet sich Stănescu gegen die „deutsche Einheit". Was meint er da? Die Einheit des deutschen Volkes wird sich wie seit einem Jahrtausend immer aufs neue durchsetzen und Geschichte machen.

Auch was Stănescu über Wittstock schreibt, kann nur Kopfschütteln wecken. Er liebt Wörter wie „figurieren" und „debütieren", Modeausdrücke der Intellektuellen von vorgestern. Man fragt sich, wer ist dieser betriebsame Mann mit dem deutschen Vornamen Heinz, der unser Eigenstes, unsere Dichtung, einseitig zerläutert? Er ist der Sohn des jüdischen Reeders Rottenburg aus Braila, spezialisierte sich auf das deutsche Schrifttum in Rumänien, lebt als Dozent der Germanistik in Bukarest und diente als Major der Sicherheitspolizei „Securitate"; das Letztere mag erschrecken oder verblüffen, aber ähnliche Dienste leisten auch andere Autoren und sogar Pfarrer.

Trotzdem — Stănescu brachte hier einen Band heraus, der — cum grano salis — und mit guten Ausnahmen vorwiegend zwar nur eine Sammlung lustiger Kalendergeschichten ist, wie man sie vor hundert, vor fünfzig, vor fünfundzwanzig Jahren schrieb und heute noch schreibt. Das Buch wäre angenehmer ohne die öde parteipolitische Begleitmusik. Übrigens, wer Gewicht auf Gesellschaftskritik legt, erkennt mühelos aus den Geschichten, daß man früher, sogar schon im 18. Jahrhundert, Zeitumstände frei und scharf brandmarken konnte. Davor hüten sich allerdings die jungen Erzähler des heutigen Rumäniens. Umso peinlicher berührt ihre gefahrlose Kritik an den Verhältnissen vor 1945.

Zusammengefaßt: diese Gedichtsammlung förderte etliche echt empfundene, wohlgeformte Strophen zutage, doch keine Begabung mit unvergleichlich eigener Sprache, dafür manches eitle Getue, Nachahmungen früherer Dichter; unüberhörbar ist der Grundton einer sich in Absurditäten, Spießereien und im Rückzug in die Idylle äußernden Auflehnung. Obschon das Gesamtniveau unter dem der von 1907 bis 1940 erschienenen Zeitschriften („Karpathen", „Klingsor" und „Banater Monatshefte") liegt, erhielten wir hier eine beachtliche Veröffentlichung von enthüllender Bedeutung.

Der zweite Sammelband kann kürzer besprochen werden. *Heinz Stănescu,* der Herausgeber dieses ebenfalls unschön ausgestatteten Buches mit dem kindisch schlechten Einband, beschränkt sich, um die humoristische deutsche Prosa aus Rumänien wiederzugeben, nicht auf die Gegenwart; er greift bis ins 18. Jahrhundert zurück, allerdings läßt er alle noch lebenden, aus dem Deutschtum jenes Landes stammenden, doch nicht mehr dort hausenden Autoren weg. Verdienstvoll dünkt uns, daß er zwei harmlose Humoresken aus dem Rokoko ausgrub. Autoren früherer Zeit zieht er heran, dazu einige unbekannte. Es folgen dann die heutigen Erzähler, die, wie er behauptet, in *„einer wahrhaft schöpferischen Explosion"* während des letzten Jahrzehnts zahlreiche Arbeiten hervorbrachten; sie bewegen sich freilich bestenfalls auf dem Niveau jener guterzählten Schnurren, wie man sie auch früher Jahr um Jahr empfing — Kalendergeschichten, wobei noch immer das Dörfliche vorherrscht.

Der bedeutendste Beitrag ist Erwin Wittstocks berühmter „Onkel Flieha". Neben solcher dichterischer Kraft verblaßt das übrige, besonders die Leistung der jüngsten Schriftsteller, deren *„wahrhaft schöpferische Explosion"* sich als Freude am Spaßigen kennzeichnet, das sie meist im Stil und Ton der Väter und keineswegs besser darstellen. Etwas Originelles von Gewicht entdeckt man bei ihnen nicht, wohl aber abstruses Zeug wie Arnold Hausers *„Kalender vom Glatzkopf"* und *„Die Zwiebel"*. Hauser kann nicht Deutsch; er spricht vom „Mitleid *über* mein Unverständnis". Christian Maurer, als Lyriker weit überzeugender, fällt ebenfalls aus dem Rahmen der braven traditionellen Form der sonstigen Geschichten; er erzählt höchst mäßig läppischen Tand.

Es erübrigt sich eine Betrachtung im Einzelnen. Als Ganzes ist es eine dankenswerte Sammlung mit einer Menge Unnötigem und einem Dutzend hübscher Beiträge.

Der „Vorbemerkung" Stănescus kann man nur zum Teil zustimmen. Seine kommunistische Einstellung bleibe dabei unbeanstandet. Hierüber liest man ja in Büchern aus den Ostblockstaaten längst hinweg, weil es durch Wiederholungen langweilt. Stănescu aber verschweigt oft, was erwähnt werden muß, besonders am Ende des Buches, wo er die Autoren skizziert; und hier wird das Verschleiern zur Verdrehung. Bei Adolf Meschendörfer, erklärt er, habe sich nach 1918 die „gesellschaftliche Blickweite" eingeengt — tatsächlich schuf der Dichter damals seine erfolgreichsten Bücher. Sie sind Stănescu, wie man spürt, gar zu deutsch gesinnt. Den Roman „Leonore" nennt er „gesellschaftskritisch". Nach 1940 habe sich Meschendörfer aus dem „gleichgeschalteten", also aus dem nationalsozialistischen Literaturbetrieb, der weit freier war als die Blickenge Stănescus, zurückgezogen; auch dies ist genau so unwahr wie die Behauptung, nach 1944 sei für Meschendörfer, dem damals alles zerbrach, wofür er gekämpft hatte, eine „wieder jugendlich fruchtbare Schaffensperiode" angebrochen; er habe mit dem „Mythos der deutschen Einheit" abgerechnet. Noch zweimal wendet sich Stănescu gegen die „deutsche Einheit". Was meint er da? Die Einheit des deutschen Volkes wird sich wie seit einem Jahrtausend immer aufs neue durchsetzen und Geschichte machen.

Auch was Stănescu über Wittstock schreibt, kann nur Kopfschütteln wecken. Er liebt Wörter wie „figurieren" und „debütieren", Modeausdrücke der Intellektuellen von vorgestern. Man fragt sich, wer ist dieser betriebsame Mann mit dem deutschen Vornamen Heinz, der unser Eigenstes, unsere Dichtung, einseitig zerläutert? Er ist der Sohn des jüdischen Reeders Rottenburg aus Braila, spezialisierte sich auf das deutsche Schrifttum in Rumänien, lebt als Dozent der Germanistik in Bukarest und diente als Major der Sicherheitspolizei „Securitate"; das Letztere mag erschrecken oder verblüffen, aber ähnliche Dienste leisten auch andere Autoren und sogar Pfarrer.

Trotzdem — Stănescu brachte hier einen Band heraus, der — cum grano salis — und mit guten Ausnahmen vorwiegend zwar nur eine Sammlung lustiger Kalendergeschichten ist, wie man sie vor hundert, vor fünfzig, vor fünfundzwanzig Jahren schrieb und heute noch schreibt. Das Buch wäre angenehmer ohne die öde parteipolitische Begleitmusik. Übrigens, wer Gewicht auf Gesellschaftskritik legt, erkennt mühelos aus den Geschichten, daß man früher, sogar schon im 18. Jahrhundert, Zeitumstände frei und scharf brandmarken konnte. Davor hüten sich allerdings die jungen Erzähler des heutigen Rumäniens. Umso peinlicher berührt ihre gefahrlose Kritik an den Verhältnissen vor 1945.

Zusammengefaßt: diese Gedichtsammlung förderte etliche echt empfundene, wohlgeformte Strophen zutage, doch keine Begabung mit unvergleichlich eigener Sprache, dafür manches eitle Getue, Nachahmungen früherer Dichter; unüberhörbar ist der Grundton einer sich in Absurditäten, Spießereien und im Rückzug in die Idylle äußernden Auflehnung. Obschon das Gesamtniveau unter dem der von 1907 bis 1940 erschienenen Zeitschriften („Karpathen", „Klingsor" und „Banater Monatshefte") liegt, erhielten wir hier eine beachtliche Veröffentlichung von enthüllender Bedeutung.

Der zweite Sammelband kann kürzer besprochen werden. *Heinz Stănescu,* der Herausgeber dieses ebenfalls unschön ausgestatteten Buches mit dem kindisch schlechten Einband, beschränkt sich, um die humoristische deutsche Prosa aus Rumänien wiederzugeben, nicht auf die Gegenwart; er greift bis ins 18. Jahrhundert zurück, allerdings läßt er alle noch lebenden, aus dem Deutschtum jenes Landes stammenden, doch nicht mehr dort hausenden Autoren weg. Verdienstvoll dünkt uns, daß er zwei harmlose Humoresken aus dem Rokoko ausgrub. Autoren früherer Zeit zieht er heran, dazu einige unbekannte. Es folgen dann die heutigen Erzähler, die, wie er behauptet, in *„einer wahrhaft schöpferischen Explosion"* während des letzten Jahrzehnts zahlreiche Arbeiten hervorbrachten; sie bewegen sich freilich bestenfalls auf dem Niveau jener guterzählten Schnurren, wie man sie auch früher Jahr um Jahr empfing — Kalendergeschichten, wobei noch immer das Dörfliche vorherrscht.

Der bedeutendste Beitrag ist Erwin Wittstocks berühmter „Onkel Flieha". Neben solcher dichterischer Kraft verblaßt das übrige, besonders die Leistung der jüngsten Schriftsteller, deren *„wahrhaft schöpferische Explosion"* sich als Freude am Spaßigen kennzeichnet, das sie meist im Stil und Ton der Väter und keineswegs besser darstellen. Etwas Originelles von Gewicht entdeckt man bei ihnen nicht, wohl aber abstruses Zeug wie Arnold Hausers *„Kalender vom Glatzkopf"* und *„Die Zwiebel"*. Hauser kann nicht Deutsch; er spricht vom „Mitleid *über* mein Unverständnis". Christian Maurer, als Lyriker weit überzeugender, fällt ebenfalls aus dem Rahmen der braven traditionellen Form der sonstigen Geschichten; er erzählt höchst mäßig läppischen Tand.

Es erübrigt sich eine Betrachtung im Einzelnen. Als Ganzes ist es eine dankenswerte Sammlung mit einer Menge Unnötigem und einem Dutzend hübscher Beiträge.

Der „Vorbemerkung" Stănescus kann man nur zum Teil zustimmen. Seine kommunistische Einstellung bleibe dabei unbeanstandet. Hierüber liest man ja in Büchern aus den Ostblockstaaten längst hinweg, weil es durch Wiederholungen langweilt. Stănescu aber verschweigt oft, was erwähnt werden muß, besonders am Ende des Buches, wo er die Autoren skizziert; und hier wird das Verschleiern zur Verdrehung. Bei Adolf Meschendörfer, erklärt er, habe sich nach 1918 die „gesellschaftliche Blickweite" eingeengt — tatsächlich schuf der Dichter damals seine erfolgreichsten Bücher. Sie sind Stănescu, wie man spürt, gar zu deutsch gesinnt. Den Roman „Leonore" nennt er „gesellschaftskritisch". Nach 1940 habe sich Meschendörfer aus dem „gleichgeschalteten", also aus dem nationalsozialistischen Literaturbetrieb, der weit freier war als die Blickenge Stănescus, zurückgezogen; auch dies ist genau so unwahr wie die Behauptung, nach 1944 sei für Meschendörfer, dem damals alles zerbrach, wofür er gekämpft hatte, eine „wieder jugendlich fruchtbare Schaffensperiode" angebrochen; er habe mit dem „Mythos der deutschen Einheit" abgerechnet. Noch zweimal wendet sich Stănescu gegen die „deutsche Einheit". Was meint er da? Die Einheit des deutschen Volkes wird sich wie seit einem Jahrtausend immer aufs neue durchsetzen und Geschichte machen.

Auch was Stănescu über Wittstock schreibt, kann nur Kopfschütteln wecken. Er liebt Wörter wie „figurieren" und „debütieren", Modeausdrücke der Intellektuellen von vorgestern. Man fragt sich, wer ist dieser betriebsame Mann mit dem deutschen Vornamen Heinz, der unser Eigenstes, unsere Dichtung, einseitig zerläutert? Er ist der Sohn des jüdischen Reeders Rottenburg aus Braila, spezialisierte sich auf das deutsche Schrifttum in Rumänien, lebt als Dozent der Germanistik in Bukarest und diente als Major der Sicherheitspolizei „Securitate"; das Letztere mag erschrecken oder verblüffen, aber ähnliche Dienste leisten auch andere Autoren und sogar Pfarrer.

Trotzdem — Stănescu brachte hier einen Band heraus, der — cum grano salis — und mit guten Ausnahmen vorwiegend zwar nur eine Sammlung lustiger Kalendergeschichten ist, wie man sie vor hundert, vor fünfzig, vor fünfundzwanzig Jahren schrieb und heute noch schreibt. Das Buch wäre angenehmer ohne die öde parteipolitische Begleitmusik. Übrigens, wer Gewicht auf Gesellschaftskritik legt, erkennt mühelos aus den Geschichten, daß man früher, sogar schon im 18. Jahrhundert, Zeitumstände frei und scharf brandmarken konnte. Davor hüten sich allerdings die jungen Erzähler des heutigen Rumäniens. Umso peinlicher berührt ihre gefahrlose Kritik an den Verhältnissen vor 1945.